

(Nachdruck verboten.)

3)

Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

2. Kapitel.

Frau Witte war nicht die einzige, die den Dahinschreitenden mit den Augen gefolgt war. Die Familie Schönbrunner, Mann, Frau und Tochter waren zum Fenster gestürzt, um den „Malerischen“ nachzuschauen.

„Die bilden sich heut' was ein,“ bemerkte Fräulein Leopoldine und schnitt eine despektierliche Grimasse ihnen nach, dann ließ sie das Kouleau herab und setzte sich wieder an ihre Arbeit.

Mit ihren weißen, gepflegten Händen nahm sie das blaue, frisch ausgebügelte Seidenband auf, das sie vorhin auf den Tisch geworfen, und begann Hals und Ärmel einer weißen Bluse damit zu garnieren. Aber die neuen Toiletten ihrer Freundinnen gingen ihr nicht aus dem Sinn, und das war ihr nicht zu verargen.

Sie war im gleichen Alter mit Luise, und wie sie sich schmeichelte, mindestens ebenso hübsch, wenn auch von etwas kräftigerem Kaliber. Ihr Vater war der Hausbesitzer und sie hätte nicht gedacht, daß sie den Mädeln in irgend etwas nachstehen müßte; jetzt hatte sie den Beweis dafür.

„So schöne Kleiderln — die zarte Farb'! — Wenn ich nur einmal in meinem Leben so was Schönes bekommen hätt', aber das giebt's bei uns nicht. — Ist das vielleicht nicht wahr?“ fuhr sie gegen die Mutter auf, die unweit von ihr vor der Kommode stand und mit einem Lappen ihre Hände trocknete, die vom Abwaschen des Mittagsgeschirres noch feucht und rauh waren.

„Und überhaupt, so was Heißles dürft' ich ja gar nicht tragen. Bei mir wird nur auf's Praktische g'schaut, da muß ein Kleid alle Stückerln spielen, für Sommer und Winter taugen, für Sonne und Regen; 's muß fest sein und eine dauerhafte Farb' haben, am besten dunkelgrau, damit man keinen Staub drauf sieht, und wenn's trotzdem abschleift, muß man's noch wenden können — gelt, Frau Mama.“

„Ja, mein Gott,“ sagte die also Apostrophierte und senkte den Kopf. Gegen die Tini kam sie nicht auf, das wußte sie.

Diese hatte einen frischen Faden genommen und fuhr fort, wohlweislich ihre Anklagen nur gegen die Mutter richtend.

„Bei den Wittes ist das ganz anders, die sind immer wie aus Zucker; in die Auslag' könnt' man die stellen, bei denen schaut man drauf, daß sie hübsch sind, und dafür spendiert man auch was.“

„Wer's hat, kann's thun,“ fiel jetzt Papa Schönbrunner farsastisch und gleichsam abschließend ein. Er war in Semdärneln, sonst aber sonntäglich herausgeputzt. Sein großer Kopf hatte noch dichtes, glattgekämmtes Haar; der Bart war gestutzt, der steife Halskragen von ansehnlicher Weite, für diesen Stiernaden noch immer zu eng, so daß er ihn sichtlich genierte.

Er hielt beide Hände in den Taschen seines Weinkleides und ging, während er seine gutgeformten Stiefel musterte, mit großen Schritten in der Stube auf und nieder, die mit Betten, Tischen und Schränken so vollgeräumt war, daß es einiger Geschicklichkeit bedurfte, um nicht anzustoßen.

Seine Tochter warf ihm von der Seite einen forschenden Blick zu und schwieg.

Der Vater redete weiter:

„Der Witte hat's nötig, der Klausenmacher, will sich immer auf den Nöbten, auf den Kleinstler spielen, dabei nehmen sie auf's Büchel — Vagage!“ Er hatte eine rasche Wendung gemacht, um der Tischdecke auszuweichen, und stieß dabei an die Stuhllehne, der Stuhl kam ins Wanken, aber er faßte ihn rasch mit der Rechten und stellte ihn so kräftig auf seine vier Füße, daß alles zitterte, dabei schimpfte er weiter: „'s ist ein gräßlicher Leichtsinm bei diesen Leuten und dabei werden die Mädeln wie Prinzessinnen gehalten — sehr praktisch für solche Habenichtse . . . Wenn ich einmal sterb', so wird mein Mädell

was kriegen, dafür ist gesorgt, aber die stehen blank da — verdienen können sie sich auch nichts, weil sie nichts lernen . . .“

„Die Große lernt ja französisch und für die Gustl wollen sie gar ein Klavier kaufen — was sich die Leut' für ihre Kinder für Ausgaben machen —“

„Kosten uns unsre Kinder vielleicht nichts?“ schnitt ihr der Gatte in jenem rauhen Ton das Wort ab, der ihm ihr gegenüber schon zur Gewohnheit geworden war. „Für die unrigen wird das Geld erst recht zum Fenster hinausgeworfen. Du siehst das Schlechte nur bei den andern, bei uns ist grad so eine Saunwirtschaft — bei uns wird ein Luxus getrieben, aber ich will Euch künftighin auf die Finger schauen.“

Er war immer lauter geworden, da hörte man einen Ruck. Leopoldine hatte ihren Stuhl heftig zurückgeschoben und nach der Schere gegriffen. Sie begann die blauen Mäuschen, die sie soeben an die Bluse genäht, wieder abzutrennen.

Sie riß sie förmlich herunter und ihre Finger zuckten wie ihre Lippen. Dem Vater entging nicht, was an Trotz und Empörung darin lag, und er runzelte drohend die Brauen, die Mutter aber flüsterte ängstlich: „Warum trennst sie denn ab? Aber wir gehen doch in den Prater — aber so trem' sie doch nicht ab, Du kannst doch nicht ohne Mäuschen in den Prater gehen.“

Sie zuckte die Achseln: „Mein Gott, wenn bei dem Vater alles ein Luxus ist, dann wird er über die blauen Mäuschen, mit denen ich mir die alte Bluse aufpuß', auch ein G'schrei machen . . . Aber ich brauch' ja nit in den Prater zu gehen . . . mit einer solchen Toilette sich dort anschau'n lassen, is so kein Vergnügen.“

„Den Ton möcht' ich mir ausbitten,“ brüllte der Vater sie an. „Was redt's Du von G'schrei, ich schrei' niemals.“ Dann mit deutlichem Einlenken: „Näh' Deine Mäuschen nur wieder an, Du rabiates Ding, das G'raßwert wird mich nicht ruinieren, der Emil sackelt mich aus und das wird noch lange so fortgehen. Wenn er jetzt zum Militär kommt, dann kann ich blechen; aber er soll nur lernen, mit die sechs Kreuzer täglich, die ihm das Vaterland zahlt, auszukommen, ich leg' ihm nichts zu —“

„Aber wenn er zurückkommt, dann wirst Du ihm doch —“

„Dann, meinst Du, müßt ich ihm das Geschäft übergeben, oder ihm ein neues einrichten . . . vorausgesetzt, daß ich nicht grad die Aussteuer für die Fräul'n Tochter zu zahlen hab' . . . recht angenehme Ausichten das.“

„Ich muß doch auch einmal was kriegen,“ warf Leopoldine ein und hob mit einer gewissen Todesverachtung den Kopf, denn sie erwartete eine schallende Ohrfeige, aber zu ihrem Erstaunen sagte er väterlich abwehrend: „Sei stad, Du wirst schon was kriegen.“

Er setzte sich in den Lehnstuhl, dessen Polsterung flach geworden, streckte die Beine von sich und legte die beringten Hände über den stattlichen Leib.

„Ja, ja, so eine Familie, die macht einem das Leben sauer nach Möglichkeit . . . Wenn Zhr ein Einsehen hättet, nicht mucken würdet Zhr Euch. Denn was ich zurückleg', ist Eure Zukunft, und was ich an Ehren gewinne, damit könnt Zhr Euch einmal breit machen.“

Er pustete und blähte sich auf im Gefühl seiner Bedeutung und Ueberlegenheit, und die Seinen saßen still und demütig, unter der Autorität ihres Oberhauptes sich beugend.

Da klopfte es leise an die Thür.

Schönbrunner fuhr unwirsch auf.

„Schön wieder die Gangthür offen gelassen, da kommen einem die Bettler bis ins Zimmer herein.“

Seine Frau erhob sich, um nachzusehen, aber schon ging die Thür auf und im Hauskleide, ein weißes Männchen in der Hand, erschien Frau Witte in derselben.

Zhr Gesicht war bläulich, seine Schönheit verblüht, aber die Linien waren so rein und ammutig und aus ihren Augen sprach unendliche Güte.

Flüsternd wendete sie sich an Frau Schönbrunner, sie brachte offenbar eine Bitte vor.

Diese antwortete eben so leise, worauf Frau Witte, welche die Thür nicht aus der Hand gelassen, sich wieder dahinter zurückziehen wollte.

Aber der Hausherr rief ihr ermunternd zu, sie möge doch

Platz nehmen und ihnen den Schlaf nicht austragen, und, ohne sich selbst zu rühren, wies er ihr gönnerhaft einen Stuhl an.

„Danke,“ sagte Frau Witte, „ich wollte die liebe Hausfrau nur fragen, ob ich mir nicht das bißchen Kaffee hier aufwärmen könnte, ich meinte, Sie hätten noch Feuer im Herd.“

„Das ist längst ausgegangen,“ beeilte sich die Hausfrau zu sagen, „wir haben heute zeitlich gegessen, da der Emil —“

„Ja, die Ihrigen sind ja auch frühzeitig ausgeflogen, Sie haben wohl gar nicht gekocht?“ inquirierte der Hausherr, seine Frau unterbrechend.

„Nein, ich habe ihnen nur schnell eine Eierpeise gemacht, sie werden in Baden bei meiner Schwester bewirtet.“

„So, so, nach Baden. Sie haben für Ihre Kinder immer ein Vergnügen parat, setzen Sie sich doch, aber glauben Sie mir, es ist nicht gut, seine Kinder so zu verwöhnen.“

Elise schlug die großen, dunklen Augen zu dem Gestrengen auf und entgegnete sanft: „Meine Kinder können sich über jede Kleinigkeit so sehr freuen — ach, das war heute eine Glückseligkeit, Sie können es gar nicht glauben.“

„O, das glaub' ich schon, gelt, Tini, da möchtest Du Dich auch freuen, und wie, aber so ein Spaß mit der Eisenbahn kostet zu viel, das können wir uns nicht leisten. Na,“ fügte er mit ironischem Winkeln hinzu, „jeder muß wissen, wie es in seinem Beutel aussieht.“

Frau Witte erhob sich und griff nach dem Rämchen. Er hielt sie am Arm zurück.

„Sagen Sie doch, werteste Frau, kann Ihr Mann Bilder malen, ich meine solche, die man sich in die Zimmer hängt?“

Er sah auf seine ungeschmückten Wände, die mit einem häßlichen Muster bemalt waren. Sie schüttelte den Kopf. „Er malt wohl hie und da Studien nach der Natur, aber keine Bilder. Sein Fach ist ein beschränktes, aber darin leistet er gutes.“

„Aber Sie haben ja mit Witte gezeichnete Bilder in Ihrem Zimmer?“

„Sie rühren von seinem Vater her, das war ein bedeutender Künstler.“

Sie sagte es mit unverkennbarem Stolz und fuhr dann in ihrer bescheidenen Weise fort: „Er war eben Professor an der Akademie geworden, als ihn ein tödliches Leiden hinaraffte; — ja, wenn der nicht so früh gestorben wäre —“

„Wahrscheinlich ohne etwas zu hinterlassen?“ forschte der Hausherr, während er seine beringten Hände über der Lehne auspreitete.

„Es hat uns zwei seiner schönsten Bilder hinterlassen, Sie kennen Sie ja.“

„Alle Bilder,“ bemerkte Schönbrunner mit demselben Ton, in dem er gesagt hatte, „alte Stiefel.“

„Was können die wert sein?“

„Ihre Wangen röteten sich leicht.“

„Sie sind nicht verkäuflich.“

„Weiß schon, aber Sie glauben doch, daß Sie etwas dafür bekommen würden, wenn Sie zum Beispiel gezwungen wären — hm — sie zu verkaufen, oder nicht?“

„Sie werden unsern Töchtern einst zufallen, und diese werden auf das Erbe ihres Großvaters ebenso stolz sein und es in Ehren halten, wie wir es thun . . . Aber ich muß meinen Kaffee wärmen. Nehmen Sie es nicht ungütig, wenn ich Sie gestört habe. Adieu!“

Sie grüßte den Hausherrn mit einem leichten Neigen des Kopfes, warf einen freundlichen Blick auf Leopoldine, die ihr vertraulich zunickte, und verließ, von Frau Schönbrunner begleitet, die Stube.

Schönbrunner brummte hinter ihr drein:

„Sonderbare Manier . . . adieu sagt sie zu mir, als wenn ich mein Hausmeister wär“ — die hat auch ihren Hum, wegen was, weiß ich nicht.“

„Vielleicht wegen der alten Bilder,“ lächelte Leopoldine.

Er schlug eine breite Lade auf: „Kann schon sein, aber wenn das das einzige ist, was die Mädels mitkriegen, da dant ich drauf.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Musikleben.

In den drei Jahrhunderten, welche uns die Entwicklung unsrer modernen Instrumente gegeben haben, ist für jedes dieser Instrumente ein beträchtlicher und stetig weiter gehender Fortschritt festzustellen. Nur die Geige ist seit ihrer klassischen Zeit des Stradivarius und anderer schlechtlweg stehen geblieben, und zwar hauptsächlich deshalb,

weil man teils den eigentlichen Witz des klassischen Geigenbaues finden wollte und ihn an allen möglichen und unmöglichen Stellen suchte, teils und noch mehr deshalb, weil für die Geige eine Ansicht besteht, die bisher unsres Wissens noch für kein andres Werkzeug aufgestellt worden ist: die Ansicht von dem „Besserwerden mit dem Alter“. Da ist es begreiflich, daß aller Fortschritt lahmgelegt wird, da sich ja bei höheren Ansprüchen niemand mit einer eben fertig gewordenen Geige einlassen will, und alle Kraft in der Jagd nach den alten Geigen und nach ihrem Geheimnis aufgebraucht wird. Man hat da die unmöglichsten Entdeckungen machen wollen, z. B. daß dieses Geheimnis in einem besonderen Lacküberzug liege. Wir haben unsren Lesern bereits das eine oder das andre Mal über Derartiges sowie über weitergehende Versuche berichtet; beispielsweise erinnern wir uns der Loewenthal'schen Theorie vom durchbohrten Paßballen. Es war unbehaglich, derlei herumirrende Auseinandersetzungen zu lesen. Er scheint dagegen eine Darlegung, die schon durch ihre psychologische und physikalische Einsichtigkeit erfreut, so darf man bereits eher mit einer Wahrscheinlichkeit rechnen, daß sie auch thatsächlich dem Wirklichen nahekomme. Im Jahre 1898 hat Sanitätsrat Dr. Max Großmann in Friedrichsfelde bei Berlin seine Forschungsergebnisse über diese Frage verübligt, und nun liegen sie in einer eignen Broschüre vor: „Verbessert das Alter und vieles Spielen wirklich den Ton und die Ansprache der Geige? Eine lehrerliche Studie“ (Berlin 1904, Verlag der „Deutschen Instrumentenbau-Zeitung“). Kurz: das Geheimnis liegt einfach in einer harmonischen Abstimmung von Dedel und Bogen der Geige, und die Lehre vom Besserwerden durch die Zeit und durch das Spiel erweist sich als eine Täuschung durch die Gewohnheit. Böllig widerlegt scheint uns die ältere Theorie noch immer nicht zu sein, und in manchen Einzelheiten mühten wir mit dem Verfasser erst noch rechten (es ist z. B. merkwürdig, daß er mehr nur an Schwingungszahlen als an Schwingungsformen denkt). Seine Polemik gegen die Geigenmacher, die im Sinne des eingangs angeführten Ausspruches auftreten, dann seine Berichte über die eignen Experimente, die er zum Erweis seiner Theorie erfolgreich angestellt hat, endlich seine Hinweise auf die Unterstügung, die er dafür bei einem hiesigen Industriellen gefunden hat, können wir nicht näher aufzählen. Der Verfasser ruft auch einige angesehene Künstler als Zeugen an. Da nun solche Anrufungen sich hinterher häufig als Schwindel entpuppen, so wendete ich mich schriftlich an ein Künstlerpaar, das hier ebenfalls genannt ist, und das mir und andern an Tüchtigkeit und Redlichkeit als verlässlich erscheint. Die Antwort sagt, die mit den betreffenden Geigen gemachten Erfahrungen seien die denkbar günstigsten. Wenn eine Theorie in die Praxis umgesetzt ausnahmslos so vorzügliche Resultate liefere, müsse man doch logischerweise den Schluß daraus ziehen, daß die zu Grunde gelegte Theorie eben richtig sein müsse; um so mehr als es sich um keine andern Aenderungen in der Bauart als um die fragliche Abstimmung handle. Wiederholt seien solche Geigen gegen alte kostbare, echte italienische Instrumente im Siege geblieben.

Wie wir hier einen Vorteil für die Kunst aus einem sorgsamern Achten auf Naturverhältnisse gefunden haben, so finden wir auch immer wieder Vorteile für die hohe Kunst durch eine Achtung auf ihre Beziehungen zu den Verhältnissen des Volkslebens und des vollstümlichen Geschmades. Die erst nur den weitesten und dann engeren Kreisen eignen Tänge, wie sie namentlich am Anfange der Neuzeit reichlich vorhanden waren, sind aus dieser ihrer naturalistischen Bedeutung allmählich in die Kunstmusik übergegangen und haben ihre einen noch lange nicht ausgeschöpften Reichtum von Formen gegeben. Wenn uns heute zugemutet wird, uns für sogenannte leichte Musik zu interessieren, so dürfen wir wohl fragen, ob hier solche Fortschritte vorliegen, daß schließlich die eigentlich künstlerische Musik eine Befruchtung daraus gewinnen kann. In dem Musikalienverlag von Julius Jäger (Berlin) ist vor kurzem unter dem Titel: „Frau Musica“ eine Sammlung moderner Salon- und Tanzmusik erschienen, zusammengestellt von dem Operettenkomponisten Jean Gilbert. Wir würden uns gefreut haben, wenn uns das Heft nicht nur, wie es thatsächlich der Fall ist, eine schätzenswerte Unterhaltung, sondern auch einen Hinweis auf etwas Neues wenigstens in dieser musikalischen Sphäre geboten hätte. Die Sache ist nun zwar nicht schlecht, und das Stückchen von Otto Bellmann: „Konzertgavotte „Ein Plauderstündchen“, verdient eine Hervorhebung. Daß aber in dem ganzen Heft nicht anders komponiert worden ist, als man vor ungefähr 30 Jahren ungefähr ebenfalls komponiert hätte, ist doch eine kleine Enttäuschung.

Wenn man am Abend eines arbeitsreichen heißen Sommertages ein beinahe dreistündiges Konzert mit erster Musik bis zum Ende anhört, so muß in dieser schon ein ganz besonderer Ernst fiedeln. Eine Art Oratorium von G. Verlioz hat diesen Zauber vollbracht: „Des Heilands Kindheit. Geistliche Trilogie (op. 25). Es ist eines der charakteristischsten Oratorien, die wir kennen, der musikalischen Dramatik so nahe stehend, daß wir nur wiederum die Vernachlässigung von Verlioz' Opem in dem berühmten Hause unter den Linden mit seinen ewigen Ankündigungen von neuereinfundierten Opem bedauern können. Eine eigentlich religiöse oder gar kirchliche Musik ist natürlich in jenem Werke keineswegs zu suchen: es enthält rein weltliche, doch in Wesen nicht etwa durch Instrumentaleffekte, sondern durch Schlichtheit und zum Teil auch durch Wärme gut wirkende Musik, deren Breiten man sich gefallen lassen kann. Wohlklingend besonders in den Hirten- und Engelchören, interessant vor-

nehmlich durch die scharf charakterisierenden Ueberleitungen zu neuen Scenen: so festelt das Werk auch den Ermüdeten.

Der Rahmen, in welchem es zu Gehör kam, war einer, von dem man derartiges nicht erwarten möchte: eine Aufführung des Konservatoriums Klindworth-Scharwenka am vergangenen Mittwoch. Allerdings wurden da schlauer Weise gereifte Gesangskräfte und sonstige Verstärkungen zugezogen, so daß die Schüler gut gedeckt waren. Es wurde auch größtenteils sehr rein gesungen, und der Dirigent taktierte nicht um vieles mechanischer, als es in eigentlichen Künstlerkonzerten zu geschehen pflegt. Dem Verlioz ging ein Kaber Scharwenka voraus: eine kurze Cantate nach Worten der heiligen Schrift. Sie enthält eine, besonders in den Soloquartetten fein gearbeitete Musik, die doch modernen Forciertheiten fernsteht. Ihr guter Eindruck ist umso höher anzuschlagen, als sie unmittelbar auf einen Mozart folgte, auf das selten gehörte Werk: Chöre und Zwischenactis-Musik zu „Thamos, König in Aegypten“, das wiederum zeigte, daß die etwas handwerksmäßig typischen Wendungen Mozarts der Lebenskräftigkeit seiner Musik noch immer nichts anhaben. — Die genannte Lehranstalt scheint sich nach all dem verhältnismäßig gut „herauszumachen“. Auffallend ist freilich, daß sie nicht so viel brauchbare Sololänger besitzt, um die Einzelpartien getrennt, ohne Zusammenlegung mehrerer, zu besetzen; eine Nothilfe, die leider auch im reifen Konzerttreiben noch immer als selbstverständlich zu gelten scheint. — sz.

(Nachdruck verboten.)

Haarbürsten.

Der Wert einer Haarbürste hängt naturgemäß von zwei Faktoren ab: von der Qualität der verwendeten Materialien und von der Konstruktion der Bürste. Da aber für gutes Material auch die besten Konstruktionen angewandt werden, welche naturgemäß nicht die wohlfeilsten sind, so kann man sagen, der Wert einer Bürste hängt ganz und gar vom Material ab.

Es werden nicht immer Vorsten verwendet, sondern auch häufig Pferdehaare und verschiedene Pflanzen-Faserstoffe. Für gute Haarbürsten werden aber immer Schweineborsten verwendet. Dies sollten Käufer und Verkäufer vor allen Dingen beachten.

Die beste Varietät bildet die russische Vorste vom Rücken des Wildschweines. Dieselbe ist sehr steif, spitz zulaufend, gewöhnlich 17 Centimeter lang und entweder weiß oder schwarz. Es sind die längsten, steifsten und stärksten Vorsten, die man erhalten kann.

Das untere, stärkere Ende der Vorsten wird für Haarbürsten verwendet, das obere, spitz auslaufende Stück ist viel dünner und biegsamer und wird zu Farbenpinseln benutzt.

Die Vorsten werden gewöhnlich durch Hausierer von den russischen und sibirischen Bauern aufgekauft und gelangen allmählich nach Versandplätzen. Sie werden auf dem Markt nach Gewicht verkauft und erzielen gewöhnlich 12 M. pro Pfund. — Die nächstbesten Vorsten sind die chinesischen, welche von Tein-Sein aus verfabt werden. Diese Vorste ist schwarz, etwa 14 Centimeter lang und weniger fest und dauerhaft als die russische Vorste, der sie jedoch sonst ziemlich gleichkommt. Diese Vorste erzielt jetzt einen Preis von etwa 8 M. pro Pfund und wird wegen des hohen Preises seltener als früher verwendet.

Die französischen Vorsten kommen an dritter Stelle, werden aber, weil sie zu fein sind, d. h. nicht steif genug, um das Haar durchdringen, säubern und ordnen zu können, für Haarbürsten fast gar nicht verwendet. Sie bilden dagegen ein vorzügliches Material für Pinsel.

Deutsche Vorsten sind von sehr verschiedener Qualität und Farbe; die Preise variieren deshalb sehr bedeutend. Es giebt schwarze, braune und weiße Vorsten, deren größte Länge 15 Centimeter beträgt, und deren Preis zwischen 2 M. und 8 M. pro Pfund variiert. Die weißen Vorsten werden von den andren geschieden und erzielen die höchsten Preise. Amerikanische Vorsten sind lang, fein und biegsam und daher für Haarbürsten eigentlich gar nicht geeignet. Da diese Vorsten aber in ungeheurer Menge gewonnen werden und die billigsten auf dem Markte sind, so werden sie mit andren Vorsten vermischt. Eine gute Haarbürste sollte keine amerikanischen Vorsten enthalten.

Für wohlfeilere Bürsten werden vielfach Ersatzmittel für Vorsten verwendet; leider werden aber auch vielfach gute Bürsten verfälscht, indem man den Vorsten Ersatzmittel beimengt. Es werden die Fasern verschiedener Pflanzen verwendet, welche gefärbt und gestreift werden, damit sie den Charakter von Vorsten erhalten. Die Verfälschung scheint namentlich in Amerika in umfassender Weise betrieben zu werden. Es werden dort hauptsächlich drei Varietäten verwendet, welche als Tampico, Palmyra und Palmetto bezeichnet werden. Tampico ist eine Faser von den Blättern und Blumenstielen der „Century-Pflanze“ und kommt aus Tampico in Mexiko. Man läßt die Blätter und Stengel, welche in Haufen gesammelt werden, vermodern, schlägt die weichen Teile dann von den harten Fasern los, sondert diese aus und läßt sie trocknen. Sie werden gebleicht, gefärbt und mit Schellack oder Firnis überzogen, um ihnen den erforderlichen Glanz zu geben. Nur ein geübtes Auge kann die harten und nur schwach gesuchten Vorsten von den echten Vorsten unterscheiden.

Palmyra, die zweite Varietät, kommt aus Afrika, und die dritte, Palmetto, aus Südamerika. Das Holz der Bäume, von welchem

sie gewonnen werden, ist sehr weich, während die Fasern sehr hart und zäh sind, und sich deshalb leicht abspalten lassen. Diese werden zu den billigsten Bürsten verwendet, doch haben sie eigentlich gar keinen Wert, da sie im Gebrauch und durch Feuchtigkeit sehr schnell ihre Elasticität verlieren.

Es giebt nun verschiedene Erkennungszeichen, um eine Bürste aus Vorsten von solchen aus andren Faserstoffen zu unterscheiden. Man drückt mit dem Daumen oder den Fingern mitten auf eine Bürste und ziehe dann die Hand schnell zurück. Echte Vorsten springen sofort in ihre aufrechte Stellung zurück, während imitierte Vorsten sich langsam aufrichten. Ein andres Erkennungszeichen besteht darin, die Faser zwischen dem Daumnagel und dem Nagel des Zeigefingers mit festem Druck hindurchzuziehen. Ist es eine Vorste, so kränfelt sie sich, ist es eine Pflanzenfaser, so hängt sie well nieder oder zerbricht. Eine dritte, niemals täuschende Untersuchung besteht darin, das Probestück (eine herausgezogene Faser) zu erhitzen, bis es raucht oder brennt. Eine echte Vorste entwickelt dabei den Geruch verbrannten Haars.

Was die Wahl des Holzes betrifft, so hängt sehr viel von dem Geschmack ab. Jedenfalls sind aber leichte und weiche Hölzer nicht so beliebt wie harte und schwere Hölzer, wenn auch die Vorsten sich wohl auch in den weichen Hölzern vollkommen sicher befestigen lassen. Daß eine Haarbürste, wie jedes Werkzeug, ein gewisses Gewicht haben muß, um sicher gehandhabt zu werden, wird ohne weiteres einleuchten. Zur Imitation der harten Hölzer werden weichere häufig gebeizt und gefärbt. Birken- und Ebenholz sind besonders beliebt, weil sie hart und schwer sind. Vielfach werden Rücken aus Metall oder Celluloid aus Schönheitsrücksichten über die hölzernen Bürstenplatten gelegt, ohne die Qualität der eigentlichen Bürste zu beeinflussen. Auch besitzen Bürstenrücken aus Hartgummi und Elfenbein keine besonderen Vorzüge vor solchen aus Holz.

Bei den besten Bürsten sind die Vorsten „eingedrahtet“. Sie werden zu kleinen Bündeln zusammengelegt und diese in der Mitte umgebogen, die bogenförmigen Endigungen in die zuvor gebohrten Löcher gedrückt. Ein durch die Schlinge geführter Draht verhindert das Herausziehen der Vorsten. Bei den Bürstenrücken, welche später verkleidet werden, ist dies eine verhältnismäßig einfache Operation. Die Bürste mit massivem Rücken erfordert in jedem Falle ein härteres und schwereres Holz. In die Rücken werden Löcher zur Aufnahme der Vorsten gebohrt, jedoch ohne die obere Schicht zu durchbrechen. Sehr feine Kanäle werden dann in der Längsrichtung derart durch das Holz geführt, daß die vertikalen Bohrungen in diese münden. Ein feiner Draht wird durch die Längskanäle gezogen und an einem Ende befestigt. Der Arbeiter nimmt darauf einen kleinen Haken, zieht den Draht durch ein Vorstenloch heraus und legt ein umgebogenes Vorstenbündel darüber. Wenn dann der Draht durch das nächste Loch herausgezogen wird, so wird das Vorstenbündel des vorigen Loches hochgezogen und so befestigt.

Zur Sicherheit kann noch ein harziges Bindemittel in die Löcher gegossen werden, doch ist dies nicht nötig, wenn das Drahten gut ausgeführt ist. Da die Ersatzmittel für Vorsten nicht zäh genug sind, um diese Fabrikationsmethode auszuhalten, so ist ein massiver Rücken bei einer gedrahteten Bürste gewöhnlich ein Zeichen, daß Vorsten guter Qualität verwendet wurden. Es giebt jedoch ein Verfahren, Vorsten-Imitationen billigster Art auch in einem massiven Rücken zu befestigen. Bei diesen werden die Vorstenlöcher auf dieselbe Weise gebohrt, während die Längskanäle fehlen. Die Vorsten werden mittels besonderer Maschinen in die Löcher gepreßt und ein besonderer Stift mit doppelter Spitze wird eingetrieben, um die Fasern zu halten.

Die Hauptvorzüge eines massiven Rückens bestehen darin, daß er weniger leicht spaltet oder sich verzieht, wenn er der Feuchtigkeit oder Hitze ausgesetzt wird. Journierte Bürsten leiden leicht dadurch, daß sich die Journiere werfen, löslösen oder reißen. Häufig sind auch Vorsten guter Bürsten nicht gedrahtet, sondern mit Hilfe eines Bindemittels befestigt. Viele der Rücken aus Hartgummi sind z. B. in dieser Weise gefüllt und recht brauchbar. Bei Holz- oder Metallbürsten sind jedoch immer gedrahtete Rücken vorzuziehen. —

F. H.

Kleines feuilleton.

— Ueber den Mailäfer in der Litteratur plaudert ein Mitarbeiter der „Wiener Abendpost“: Die Schädlichkeit der Mailäfer hat sie schon früh zum Gegenstande zahlreicher Schriften gemacht, und nächst der Wiene existiert unter allen Insekten über die Mailäfer die reichste Litteratur. Griechische Autoren erwähnen, daß die Soldaten Ringe trugen, worauf das Bild des Insektes eingegraben war als Symbol des männlichen Mutes, denn der Mailäfer war nur männlichen Geschlechtes gedacht. Manche römische Autoren geben abergläubische Mittel an zu ihrer Vertilgung, z. B. das Aufhängen von Flußtreiben bei den Waldungen, das Annageln von Stutenknochen auf Pfählen, Besuchen der Bäume mit Raupenblut; auch wird empfohlen, daß ein Weib mit fliegendem Haar, ohne Gürtel und mit bloßen Füßen die Anlagen unter Aussprechung von Fluchen umfreie; ferner rieten sie, die Engerlinge durch Einsäen von Meerzwiebeln in die Felder zu vertreiben, durch Aufstreuen von Feigenasche, durch Aufsprühen von gelochtem Wermut. Im Mittelalter berichten die „Käferbücher“ über den „Zug“ der Mailäfer, der eine Viertelstunde dauert, und wie man das Niederlassen der Käfer ver-

hindert durch einen Rauch, erzeugt aus brennendem altem Schuß-Heber. Galt dies nicht, griff man zu Beschwörungen; so berichtet die Chronik von Chur, daß im Jahre 1481 der Bischof sämtlichen Mairkäfem Graubündens befohlen habe, in ein edes Thal zu fliegen, wo sie durch Hunger zu Grunde gehen sollten. Ende des 17. Jahrhunderts (1697) erschien das erste Buch über die Mairkäfer aus der Feder des Botanikers William Molynneus aus Dublin, das Mittel zur Vernichtung der Engerlinge angeht und auf die Nützlichkeit der Maulwürfe hinweist. Ein gleiches gab 1718 Johann Günther, Arzt in Striegau, heraus, in Weissen ward 1770 ein Preis für „die beste Schrift von den Mairkäfem“ ausgesetzt, den Christian Friedrich Klee- mann erwarb. Im zopfigen Gelehrtenstile schrieb über dieses Thema Johannes Reimarus, Christian Gensler, Berthout van Berghen, der das berühmte Flugjahr 1784 behandelt.

Im Volksmunde beziehen sich auf den Mairkäfer zahlreiche Sprichwörter und Aenderreime, letztere viel mythische Elemente enthaltend, der älteste und am weitesten verbreitetste ist der Reim: „Mairkäfer flieg, der Vater ist im Krieg, die Mutter ist im Pommerland, Pommerland ist abgebrannt!“ Im Aberglauben spielt der Mairkäfer eine bedeutende Rolle: die Mädchen lassen ihn fliegen, und in welcher Richtung er fliegt, von dort kommt der Liebste. Er befreit auch vom Zahnweh, wenn man einen auf den Rücken gefallenen Käfer rasch umkehrt, der dann fortfliegend den Schmerz mitnimmt. Auch der Kranke soll acht geben, wenn der Mairkäfer „zählt“, so viel Jahre wird er leben. Hierbei ist das eigentümliche Pumpen gemeint, ehe sich der Käfer in die Luft erhebt, wodurch er seine Luftbehälter füllt, um trotz seiner Schwerefähigkeit rasch und dauernd fliegen zu können.

Im 19. Jahrhundert mehet sich die Litteratur über die Bekämpfung der Mairkäfer. In Frankreich und in der Schweiz, wo sich die Hauptflüge alle drei Jahre wiederholen, schrieben Verlése, Deschamps, Deschiens, Jacquin, Saint-Hilaire, Laffay, Wibert, Mérat, Rendu, der Arzt Poohet, in England der Londoner Arzt John Hunter, John Westwood; Schlenzig sammelt die polizeilichen Mitteilungen, die notwendig geworden, um Acker und Kulturen zu schützen, denn z. B. im Mai 1864 kamen in ganz Deutschland (wie Schrenk erzählt) die Mairkäfer in so ungeheuren Massen vor, daß stellenweise der Erdboden von ihren Fluglöchern siebartig durchbohrt erschien und sie die stärklichsten Eichen entlaubten. Im Jahre 1868 sammelte der landwirtschaftliche Centralverein der Provinz Sachsen allein 30 000 Centner, was ungefähr der Zahl von 1599 Millionen Käfern entspricht. —

— **Farbe und Güte der Eier.** Ein sehr verbreiteter Aberglaube veranlaßt unsre Frauen, die Güte der Eier nach der Färbung der Schale beurteilen zu wollen. Ganz allgemein werden bräunliche Eier höher geschätzt als solche mit der gewöhnlichen weißen Farbe. Es scheint fast entschuldbar, daß sich daraufhin die Eierhändler angewöhnt haben, dem äußerlichen Ansehen ihrer Ware künstlich nachzuhelfen, indem sie die Eier einfach in einen Kaffeeaufguss legen oder mit einer Anilinfarbe behandeln. Diese Nahrungsmittelfälschung, wenn man von einer solchen nach rechtllichem Begriff dabei überhaupt sprechen kann, gehört sicher zu den harmlosesten, denn die Farbe der Eierschale hat mit der Güte des Inhalts überhaupt nichts zu thun. Die Sachverständigen halten sie lediglich für eine Eigentümlichkeit der einzelnen Hühner. Immerhin bleibt es zu bedauern, daß die irrtümliche Schätzung der bräunlichen Eier durch die Käufer zu einem Verfahren seitens der Händler geführt hat, das doch als Betrug gelten muß. Es giebt allerdings in anderer Hinsicht zwei Sorten von Eiern, die sich durch die Färbung unterscheiden und wirklich nicht unbeträchtlich in ihrem Nährwert von einander abweichen. Glücklicherweise sind sie einer Fälschung nicht zugänglich, weil die Verschiedenheiten der Färbung im Eidotter, also im Innern liegen. Es giebt, wie jeder weiß, Eier mit ganz blassem und solche mit ausgeprochen röthlichem Dotter, und zwar gehören zu den letzteren gewöhnlich die Landeier, zu ersteren aber solche, die von den Hennen unter ungesünderen Verhältnissen zur Welt gebracht worden sind. Die Eier der wilden Vögel zeigen auch eine röthliche Färbung des Dotters. Man könnte in dieser Beziehung von einer Gleichheit der Hühner sprechen, denn der Stoff, der ihrem Dotter die Farbe verleiht, ist Eisen, also derselbe, von dem unser Blut seine Farbe bezieht, wie denn auch die Eisenverbindung im Eidotter von sehr ähnlicher Natur ist wie die im Menschenblut. Daher rührt auch die leichte Verdaulichkeit der Eier und ihre günstige Wirkung auf bleichsüchtige Personen. Die Eisenverbindung in den Eiern wird thätlich als Hämato-gen (Blutbildner) bezeichnet, weil es wahrcheinlich ist daß das Blut des Kükchens daraus entsteht. Der Gehalt von Eisen im Eidotter scheint mit der Tiefe der Färbung zu wachsen, und sicher wird der höchste Betrag in dem reichgefärbten Dotter derjenigen Eier erreicht, die von dem unter gesunden Verhältnissen lebenden Geflügel erzeugt werden. Je gesünder die Hühner leben und je besser sie zu fressen bekommen, desto eisenhaltiger und farbiger wird auch das Dotter ihrer Eier ausfallen. Hinsichtlich ihres Nährwerts sollten die Hühner-eier somit nicht nach der Färbung der Schale, sondern nur nach der des Dotters beurteilt werden. —

Geschichtliches.

— Friedrich Wilhelm IV. und der Breslauer Kaufmann. Aus dem Nachlaß des demokratischen Publizisten

Friedrich Kolb veröffentlicht Richard Fleischers „Deutsche Revue“ in ihrem Juniheft einen Aufsatz „Aus der Zeit des Frankfurter Parlaments“. In diesem Artikel werden, nach einem Auszug in der „Frankfurter Zeitung“, u. a. auch die Märzereignisse des Jahres 1848 behandelt. Der Verfasser gedenkt dabei eines wenig bekannten Vorfalls, der sich im Berliner Königsschlosse abspielte: In Breslau war früher als in Berlin eine Volksbewegung erfolgt, aber sogleich blutig durch das Militär niedergeschmettert worden (irre ich nicht, so wurden etliche fünfzig Civilpersonen niedergemetzelt). Natürlich steigerte das brutale Verfahren die allgemeine Erbitterung, und da die Bewegung sich allenthalben mächtig weiter entwickelte, so konnte die Sache mit dem lokalen Erfolge der Soldateska nicht abgethan sein. Es wurde die Abordnung einer Deputation an den König beschloffen, die Beschwerde über das unmenchliche Vorgehen erheben und die Annahme einer andren, freijünnigen Politik nach allen Beziehungen fordern sollte. Zur Deputation wurden u. a. gewählt: Abegg, Heinrich Simon und ein seiner politischen Haltung nach als äußerst gemäßigter bekannter schlichter Kaufmann, dessen Name mir im Laufe der Jahre leider entfallen ist.

Als diese Deputation zu Berlin eintraf, wütete daselbst der furchtbare Straßenkampf. Bei seinem Beginn hatten die Höslinge jeden, von dem sie vermuteten, er wolle dem Könige unangenehme Mitteilungen machen, zurückgewiesen; sogar Freiherr v. Vinde soll im Vorzimmer des Fürsten haben hören müssen, diese Unordnungen habe er durch seine aufreizenden Reden verschuldet. Jetzt waren die Dinge jedoch dahin gekommen, daß man den Abgesandten aus Breslau die verlangte Audienz nicht mehr zu verweigern wagte. Der um das Schloß tosende Kampf hatte eben aufgehört. (Simon erzählte, er habe im Audienzzimmer eine von einer Kugel zerschmetterte Fensterscheibe und auf der entgegengesetzten Wandseite damit korrespondierend ein von der Kugel durchbohrtes Gemälde wahrgenommen.)

Man kann sich denken, daß die Abgesandten, von denen ohnehin mehrere als Männer entschieden freisinnig bekannt waren, rückhaltlos und ohne Scheu die Beschwerden ihrer Vollmachtgeber und das Verlangen des ganzen Volkes dem Könige mit möglicher Bestimmtheit vortrugen. Dies thaten dem sowohl Abegg als Simon, und sie glaubten, daß dem von ihnen Besagten wohl kaum noch irgend etwas beizusetzen sein dürfte. Da nahm indes, als sie geendigt, auch noch jener schlichte Kaufmann das Wort. Er recapitulirte kurz die Wünsche und das Verlangen; dann fügte er bei:

„Und wenn nun Eure Majestät alles dieses gewährt haben, dann — dann wird Ihnen das Volk vielleicht verzeihen!“

Der Eindruck dieser Worte auf den König war ein sichtlich tief erschütternder. Er schluckte, wie wenn er einen bitteren Tropfen die Kehle hinabbrücken wollte, und trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

Dem Verfasser des Artikels ist es schließlich auch gelungen, den Namen des Breslauer Kaufmanns zu ermitteln: es war der Kaufmann G. Kopisch, ein Bruder des Malers und Dichters Kopisch. —

Notizen.

— Was die russische Jugend liebt. Das „Litterarische Echo“ schreibt: Eine russische Zeitschrift erhielt auf ihre Rundfrage nach bevorzugten Schriftstellern über tausend Antworten. An der Spitze steht Tolstoi mit 691 Stimmen, dann kommt Gorki (588), Dostojewski (494), Turgenjew (470), Tschchow (458). Von nicht-russischen Schriftstellern steht an erster Stelle Maupassant mit 86 Stimmen, dann folgen Erdmann-Chatrian, Zola, Dickens, Hugo und ganz zuletzt Goethe und Schiller mit je 52 Stimmen. Unter 50 Stimmen haben unter andern Shakespeare, Ibsen, Daudet, Cervantes. —

— Das National-Theater am Weinbergsweg wird am 1. September mit Mozarts „Hochzeit des Figaro“ eröffnet werden. — Eine der ersten Novitäten dieser Bühne wird Bogumil Jeplers neue einaktige Oper „Nacht“ sein. —

— Der Berliner Sängerkwettkreit 1904 findet am 5. Juni, nachmittags 3 1/2 Uhr, in der Brauerei Friedrichshain statt; beteiligt sind 14 Männergesangsvereine. Eintrittskarten zu 2 M. und 3 M. sind bei Vöte u. Bod, Leipzigerstr. 37, zu haben. —

— Oskar Strauß' neue Operette „Die lustigen Nibelungen“ wird die Erstaufführung im Wiener Karl-Theater erleben. —

— August Enna hat ein neues Ballett „Cäcilias Goldschuh“ vollendet; die Erstaufführung wird imopenhagener Hoftheater vor sich gehen. —

— Auf der Wetterwarte zu Ulster bei Göttingen sind während eines Gewitters, das abends niederging, von dem Blitz-zähler in 1 1/2 Stunden nicht weniger als 1500 einzelne Blitzenladungen aufgezeichnet worden. —

c. In den Centralprovinzen Indiens sind im vorigen Jahre 190 Menschen durch Tiger, 190 durch Panther und 50 durch Wölfe getötet worden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 5. Juni.